

# Südlich des Sambesi: Donner, der raucht

Jambo!

Wir starten unsere Zelt-Safari mit dem Frühflug von Johannesburg nach Victoria Falls, dem Ort der Hauptattraktion des Landes, der jedoch auf den ersten Blick eher verschlafen wirkt. Doch nicht weit vom Zentrum liegen die schönsten Hotels Simbabwe.

Und zwei Kilometer entfernt dann das Naturwunder: Unter lautem Getöse stürzt sich eine Wand von Wasser 60 Meter tief in die enge Schlucht. Großartig! Gischt weht in dichten Schleiern nach oben zum Canyon-Rand, wo sie einen kleinen Regenwald mit zauberhaften Farnen und Wildblumen bewässert. Mosi oa tunya heißen die Fälle in der bilderhaften Sprache der hier lebenden Kololo: Donner, der raucht. Weder Zäune noch Verkaufsstände verunstalten dieses Naturschauspiel. Lediglich ein kleiner Pfad führt fast bis zum Rand. Das einzige, was empfindsame Seelen angesichts der Erhabenheit der Natur stören könnte, sind die Helikopter, die den Touristen einen „Engelsflug“ versprechen und einer nach dem anderen durch die Luft knattern. Doch nach einer Weile gehen die Geräusche moderner Technik im gewaltigen Getöse des in die Batoka-Schlucht stürzenden Sambesi unter.

Doch Victoria Falls hat nicht nur die berühmtesten Wasserfällen der Welt zu bieten. Es gilt als Zentrum für jene Urlauber, die Adrenalin-Stöße lieben. Der mit 110 Metern welthöchste Bungee-Sprung von der Brücke, die Simbabwe mit Sambia verbindet, gehört ebenso dazu, wie die gefährlichste Wildwasserfahrt der Welt auf dem Sambesi, die schon einige Touristen mit dem Leben bezahlt haben. Trotzdem oder gerade deshalb gehört dieser Trip zu den gefragtesten Attraktionen des Landes. Wir wollen das ausprobieren.

Abenteuer im Strudel

Nach einer kurzen theoretischen Einführung vor unserem Hotel geht es mit dem Bus los und kurze Zeit später rutschen wir in die riesigen Gummi-Rafts. Ich frage unseren schwarzen Bootsführer, wie lange denn so eine Sambesi-Ausbildung dauere und rechne mit zwei Jahren. Seine Antwort „Four weeks, Sir“, lässt uns blass werden. Das einzige, was uns noch bleibt, ist ein Stoßgebet an Nyaminyami, den Flussgott des Sambesi, und schon geht es los.

Wie eine riesige weiße Wand baut sich die erste Stromschnelle vor uns auf, schluckt uns, spuckt Boot samt Inhalt wieder aus. Alle noch drinnen. Beim nächsten

Mal haben wir weniger Glück. Mit aller Kraft klammere ich mich an dem Seil fest, kämpfe gegen die reiße Strömung an. Wasser schießt in Nase und Mund. Das gekenterte Schlauchboot hängt in einer Stromschnelle fest. Was auch passiert, immer am Raft festhalten, haben uns die Guides eingebläut. Ich versuche mich daran zu halten, bis ich spüre, wie mir das gurgelnde und röhrende Wasser trotz angewinkelter Beine Shorts und Unterhose wegrißt. Als beides schließlich an meinem rechten Knöchel hängt, lasse ich los.

Lieber ersaufen, als ohne Hose ins Boot zurück! Ich schieße durch die Stromschnelle, schaffe es, wieder in die Hosen zu kommen, nicht ohne ordentlich Sambesi-Wasser zu schlucken. Wenn das Sprichwort stimmt, dass jeder, der einmal das Wasser des Sambesi getrunken hat, zurückkehren wird, müsste ich mir an seinem Ufer sofort eine Blockhütte bauen.

Als ich endlich meinen Kopf wieder aus dem Wasser strecken kann, versuche ich mich zu orientieren. Die Beine dicht angewinkelt, um die Verletzungsgefahr durch felsigen Grund zu minimieren, düse ich flussabwärts, unser Floß weit hinter mir lassend. Aufgeregt und noch guter Laune, winke ich zum Abschied und bin gespannt, wie es weiter gehen wird. Nach einigen hundert Metern macht der reiße Fluss einen scharfen Rechtsknick, links sehe ich eine kleine sandige Bucht. Dort steht ein Kajak-Fahrer, der eine dünne Leine mit Ledergewicht am Ende wie ein Lasso schwingt. Er zielt auf mich und schleudert die lebenswichtige Verbindung zu mir. Trefflich gezielt! Das kleine lederne Endgewicht der Leine knallt mir donnernd an die Stirn, ich sehe tausend Sterne, bin fast besinnungslos, schlucke wieder viel Wasser, habe gerade noch die Leine fest in den Händen und lasse natürlich nicht mehr los.

Unten ohne

Wütend und geschafft werde ich aus dem tobenden Wasser gezogen und bin prustend und keuchend am rettenden Ufer. Doch mir bleibt wenig Zeit zum Verschnaufen, denn die brave Restmannschaft unseres Floßes hat das Gefährt wieder mühsam aufgerichtet, besetzt, steuert neugierig mein Ufer an und nimmt mich als Ausreißer wieder auf.

Die nächste Stromschnelle ist eine Lachnummer und unsere Zuversicht steigt, um jäh an der nächsten Flussbiegung dem blanken Entsetzen zu weichen. Was uns

jetzt erwartet, kann und wird nicht gut gehen! Unsere Augen suchen verzweifelnd den Blick unseres braven Ruderers. Der hat jetzt anderes zu tun, verkeilt sich selbst und reist die Riemen hoch, damit sie nicht abbrechen. Jetzt ist nicht die Zeit zum Händchen halten! Mit Vollgas in die Hölle, was soll's, wir haben unterschrieben. Dann bäumt sich das große Gummi-Floß steil auf. Im hohen Bogen fliegen wir alle aus dem Gefährt. Ein kurzer lieber Gedanke an die mitfahrenden Freunde und wieder jage ich schluckend und japsend das Höllengewässer flussabwärts in Richtung Mündung in Mosambik am Indischen Ozean kurz vor Madagaskar.

Ziemlich hilflos durch das Wildwasser düsend, fällt mir ein weiterer Hinweis der Boat People ein: Wer ins Wasser fällt, sollte auf keinen Fall Richtung Land schwimmen, da sich dort die berühmtesten Sambesi-Krokodile sonnen. Kaum ist mir der Gedanke gekommen, schneidet mir eines der extrem wendigen Einmann-Kajaks den Weg ab. „Alles ok?“ Die meist amerikanischen Wildwasser-Cracks begleiten die schwerfälligeren Gummi-Rafts, um bei Notfällen sofort einzugreifen und immer mal wieder auszusteigen, um Videoaufnahmen vom Chaos zu machen, die später käuflich zu erwerben sind. Ein feucht-fröhliches Andenken! Bei schwereren Unfällen alarmieren sie per Funk einen Rettungshubschrauber, der Minuten später zur Stelle ist.

Diesmal läuft alles glimpflich ab. Lediglich der Engländer, der zu unserer Mannschaft gehört, hat etwas weniger Glück. „Unten ohne“ wird er zurück ins Boot gehievt. Mooning heißt das auf Englisch, und der Anblick erinnert tatsächlich an einen aufgehenden Mond. Er beschwert sich bitterlich, dass die Damen nicht wegsehen, obwohl der Kälteschock nicht mehr viel zum Weggucken übrig gelassen hat. In der letzten Stromschnelle des Tages bäumt sich das Gummiboot noch einmal auf, steht senkrecht im Wasser und überschlägt sich dann nach hinten. Ich weiß nicht mehr, wo oben und unten ist, habe das Gefühl, unendlich lange unter Wasser zu sein. Die Hose hatte ich vorsichtshalber festgebunden, dafür verliere ich einen meiner Schuhe. Wenig später sind wir am Ziel bei Stromschnelle Nr. 19.

Humpelnd wanke ich den steilen Pfad aus dem Canyon nach oben. Aber ich kann eigentlich ganz froh sein, andere hat es noch schlimmer erwischt. Viele hinken, einer hat gleich zwei blaue Augen, andere haben Prellungen. Annegret ist fast ertrunken und mit blauen Flecken übersät; ja, will sogar dem Leben abschwören! Von unserem Cord ist nur noch wenig zu bemerken. Dafür schmeckt das kühle, am oberen Canyonrand

gereichte, einheimische Sambesi-Bier umso besser. What a day!

Der Sambesi-Trip degradiert vergleichbare Unternehmungen auf dem Colorado in den USA oder auf der Südinsel Neuseelands zu harmlosen Kaffeefahrten. Stromschnellen werden international auf einer Skala von 1 bis 6 klassifiziert. 6 gilt als nicht befahrbar. Deshalb wird das Raft bei Stromschnelle „9“, die den treffenden Namen „Commercial Suicide“ - kommerzieller Selbstmord - trägt, aus dem Wasser gehoben und eine Weile am Ufer entlang getragen. Bei Niedrigwasser gehören alle Sambesi Rapids zur Kategorie 5+.

#### Affentheater

Bei der Rückfahrt zum Hotel queren zunächst Büffel die Straße. Vor dem Fast Food-Restaurant „Wimpy“ rast ein Warzenschwein um die Ecke, und mitten in Victoria Falls stoßen wir auf eine Elefantenherde, die gerade dabei ist, den Zaun des Makasa Sun-Hotels einzudrücken, um an das durch die regelmäßige Bewässerung üppig gewachsene Grün heranzukommen. Wahrscheinlich spüren die Dickhäuter, dass das Makasa Sun eine Renovierung dringend nötig hat. Laut krachend stürzen die akkurat geschnittenen Bäume auf den Rasen. Dutzende von Touristen sammeln sich nur wenige Meter entfernt, um das Schauspiel mit ihren Ritsch-Ratsch-Kameras einzufangen. Sie ahnen nicht, dass sie sich in Lebensgefahr befinden. Jede Minute könnte eines der erregten Tiere angreifen. Zwei Stunden später ziehen sich die Elefanten zurück.

Paviane, so erleben wir kurz darauf, sind noch aufdringlicher. Das Warnschild im Zimmer - „Fenster bitte immer geschlossen halten“ - ist also ernst gemeint. Gerade als wir die Zimmertüre öffne, zwängen sich zwei relativ große Affen durch die nur halbgeöffnete Scheibe und stürmen wie die Irren über Bett und Schränke. Paviane gelten als recht aggressiv. Ihre messerscharfen Zähne sind berüchtigt. Wir schließen deshalb die Türe von außen und lassen die Affen noch etwas toben.

An der Rezeption fragt mich die nette Dame, ob ich Gelbsucht hätte. Als ich sie völlig entgeistert ansehe, entschuldigt sie sich. „Wissen Sie“, erklärt sie freundlich, „ein Affe hat einem Gast die Pillenschachtel vom Nachtschrank gestohlen und in einem anderen Zimmer wieder abgelegt. Unser Hausarzt hat die Tabletten als Hepatitis-Medikament identifiziert. Jetzt frage ich alle Gäste, ob sie Gelbsucht haben.“